



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Im Zwischendeck

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ein leht Gebet zu Gott emporgehendet,  
 Ein lehter Grufß dir, die mein Herz bezwang,  
 Und von dem Floß, das dort am Felsen wendet,  
 Ein deutsches Lied als lehten Ehrenklang!

Auf dem katholischen Friedhof zu Hünshoven-Seilenkirchen liegt Becker begraben. Seine Ruhestätte bezeichnet kein Stein, keine Inschrift. Zwar wurde gleich nach seinem Tode ein Denkmal angeregt; aber die Welt lebt rasch, und erst in unsern Tagen hat man in seinem Heimatsorte den Plan zu einer „Gedenktafel“ gefaßt. Es wäre zu wünschen, daß bei ihrer Ausführung der Beschränktheit der örtlichen Mittel das deutsche Volk zu Hilfe käme. Denn Ehre und Dank schuldet das große Vaterland dem Manne, in dessen Worten es in hochherzig bewegter Zeit den besten Ausdruck seiner Gefühle fand, und dem nach einem kurzen, vollen Sonnentage des Ruhms für sein treues deutsches Empfinden Gram und Bitterkeit in Fülle wurde.



## Im Zwischendeck



Ich kann den Blick nicht von euch wenden — so beginnt ein Gedicht, das zu meiner Schulzeit mit Vorliebe deklamirt wurde. Es scheint jetzt zum alten Eisen gelegt zu sein, obwohl seine Absicht auch heute noch mindestens so berechtigt ist wie damals. Es wäre vermessen, den Lesern dieser Blätter die statistischen Berichte über den durchschnittlichen Umfang der Auswanderung aus Deutschland zu wiederholen. Jedenfalls würde sich die Anzahl der gegenwärtigen Auswanderer als weit höher herausstellen wie zu der Zeit, wo Freiligrath in seinen kaufmännischen Feierabendstunden seinen Pegasus tummelte. Es dürfte auch unnützlich sein, Vermutungen über die Zukunft auszusprechen. Solange sich die Mücken die Flügel am Licht verbrennen, solange sich die Vögel am Leuchtturm die Köpfe einstoßen, so lange wird es Deutsche nach Amerika treiben.

Auf den letzten Vergleich bin ich durch Zufall gekommen. Die Neigung des Deutschen, besonders wenn er jung ist, seine Gefühle in Versform auszudrücken, ist bekannt. Es ist zu rühmen, daß ein großer Teil das nur in verschämter Weise thut, er richtet dadurch weniger Unheil an: Poesiealbums, Fremdenbücher und Kreisblätter sind die Stätten, wo gereimte Herzensergüsse besonders gern abgelagert werden. Es giebt aber noch einen verschämtern Ort, wo Verse oft der gewagtesten Art verzeichnet stehen, bis sie

nach Jahresfrist — leider nicht öfter — erbarmungslos überstrichen werden, um wieder andern Platz zu machen. Ich würde nicht darüber sprechen, wenn ich nicht an einem solchen Orte eines Amerikadampfers folgendes Gedicht gelesen und trotz der Umgebung abgeschrieben hätte:

Der Leuchtturm gießt sein Licht  
Weithin über die Wogen.  
Die heimkehrenden Schiffe  
Sehen es meilenweit;  
Sie finden den sichern Port  
In seinem glühenden Schein,  
Sie meiden die tödliche Klippe  
In seinem sichern Schutz.

O, weithin leuchtendes Licht!  
Wem hast du deinen Schein  
Nicht schon als ersten Gruß  
Im fernen Lande geboten!  
Wie viele sahen dich hoffnungsvoll,  
Wie viele glaubten das Glück,  
Das trügende, irdische Glück,  
In dem Lande zu finden,  
Das du ihnen zuerst gezeigt,

Und wie viele wurden enttäuscht!  
Und gingen unter, dir fluchend,  
Daß du die Klippe zeigtest,  
Die sonst sie verschlungen (!) hätte,  
Und ihnen qualvolle Pein  
Gnädig erpart. Wie viele  
Fahren zurück in die alte Heimat,  
Gramvoll gebeugt.  
Das Schiff hat sie sicher geleitet  
Hinwärts und heimwärts,  
Und doch erlitten sie Schiffbruch  
Hier und dort.

O, trügerisch leuchtendes Licht,  
Nicht nur den Vögeln bist du verderblich,  
Die dein Schein zauberhaft anzieht,  
Und die sich die Köpfe zerschmettern  
Vor deinem trügenden Licht!

Der größte Teil der Auswanderer macht die Seereise „über dem untersten Raum des Schiffs,“ d. h. auf Zwischendeck. Die Zwischendeckspassagiere gelten bei den Auswandererschiffen als Haupteinnahmequelle, sie werden von den Schiffsagenten als sehr begehrenswerte Objekte betrachtet und darnach bezahlt, bis sie den Fahrpreis bezahlt haben. Von diesem Augenblick an erlischt jedes weitere Interesse für sie. Man lese in Dickens meisterhafter Schilderung, wie Martin Chuzzlewit d. S. vor seiner Abreise nach der blühenden Stadt Eden gefeiert wird.

Es wird sich schwerlich, selbst mit Hilfe der Statistik, nachweisen lassen, aus welchen Berufszweigen sich die Passagiere des Zwischendecks zusammensetzen. Daß sie im allgemeinen solchen Leuten angehören, die das Zwischendeck der Kostenersparnis wegen wählen, dürfte wohl außer Frage stehen. Aber damit ist nicht bewiesen, daß diese Passagiere durchweg dem „Arbeiterstande“ in dem Sinne angehörten, wie sich gewisse Kreise und Leute den Arbeiterstand denken. Es dürften die verschiedensten Berufe darunter vertreten sein, auch der „gebildete“ Arbeiterstand, wenn ich diese Bezeichnung gebrauchen darf. Ich kenne Leute, deren Beruf öftere überseeische Reisen erfordert, und die ihr Geldbeutel doch ins Zwischendeck nötigt. Am Tage vor der Abreise können sie sich noch als kultivierte Menschen betrachten; von dem Augenblick an, wo sie das Schiff betreten, hört das auf, bis sie es wieder verlassen.

Wenn ich im Nachfolgenden zwei Erfahrungen schildere, so glaube ich

nach zahlreichen andern mir gewordenen Mitteilungen annehmen zu können, daß diese Erfahrungen mit dem allgemeinen Durchschnitt der Zwischendeckszustände übereinstimmen, d. h. es geht auf manchen Schiffen noch schlimmer zu, während es auch auf andern besser sein mag. Ich bemerke gleich, daß ich keineswegs daran denke, die Leser mit einer Reisebeschreibung zu behelligen, ich will nur die Lage der Zwischendeckspassagiere beleuchten.

Es handelt sich zunächst um eine Reise von Hamburg nach Newyork, die ich mit der Hamburg=Amerikalinie zu machen beabsichtigte. Durch Zufall wurde ich aber in Hamburg mit einem Herrn bekannt, der mir riet, mich an ein in der Steinstraße gelegnes „Zentralbüro für Passagierbeförderung nach allen Plätzen der Welt“ zu wenden; mit den Inhabern des Büreaus lasse sich „handeln,“ und ich könne die Überfahrt dadurch viel billiger machen. Allerdings „arbeiteten“ die Herren nur für die englische „Anchorline,“ doch schien mir dies unwesentlich.

In der Steinstraße empfing mich ein liebenswürdiger Herr, der mich auf die großen Vorzüge der „Anchorline“ aufmerksam machte: schnelle Fahrt mit dem Dampfer Breslau von Hamburg nach Leith, Eisenbahnfahrt von dort durch die herrlichen Gefilde Schottlands nach Glasgow, alles auf Kosten der Anchor Line, dieses vortrefflichen Instituts, das auch die Kosten des Aufenthalts in Glasgow bestreiten würde. Doch werde dieser nur kurz sein, und dann die Fahrt nach Newyork auf einem großen und schönen Dampfer angetreten werden.

Der mich lebhaft interessirenden Preisfrage gedachte der Herr erst am Schluß seiner sehr geläufigen und anscheinend schon oft geübten Auseinandersetzung, indem er erwähnte, daß der sehr billige Zwischendeckpreis 120 Mark betrüge. Ich bedauerte lebhaft, seine Zeit unnötig in Anspruch genommen zu haben, da meine Verhältnisse mir eine solche Summe nicht gestatteten. An der Thür wurde ich jedoch zurückgerufen und mir zögernd die Summe von 110 Mark abverlangt. Aber mit einer mir sonst fremden Zähigkeit behauptete ich, daß 100 Mark für mich das äußerste sei. Inzwischen kam noch ein anderer, etwas orientalischescheinender netter Herr zu dem ersten, und beide nahmen bei meinen Worten eine entsetzte Miene an. Erst als ich wieder im Begriff war, die Thür von außen zu verschließen, wurden mir die 100 Mark bewilligt. Es käme aber dergleichen sonst nie vor, und es würde mit mir nur eine besondere Ausnahme gemacht. Ich mußte auch das Versprechen geben, keinem Menschen die ungeheuerliche Thatsache zu melden, weil der Ruf der Firma darunter leiden könnte u. s. w. Ich versprach, was das Zeug halten wollte, und wenn ich jetzt dennoch ausplaudre, so ist das wohl durch die Thatsache zu entschuldigen, daß solche Handelsgeschäfte bei der in Rede stehenden, wie bei andern Firmen Hamburgs und sonstiger Küstenstädte ganz gäng und gäbe sind. Ich hörte später von Passagieren, daß sie 100 oder 110 Mark gezahlt

hätten. Viele hatten auch die 120 Mark voll bezahlt in der Meinung, daß es sich um feste Preise handle.

Das Geschäft war abgeschlossen, ich zahlte 100 Mark und erhielt eine provisorische Fahrkarte, die in der Steinstraße am Tage der Abfahrt (3. Mai d. S.) gegen eine andre umgetauscht wurde. Ich traf dort noch eine Anzahl Mitreisender. Eine Art Faktotum der Firma, ein älterer Herr, überreichte jedem von uns ein umfangreiches, aber nicht schweres Paket, das eine Sammlung Blechwaren enthielt, und zwar eine Flasche, einen Napf, einen Teller und Messer, Gabel und Löffel, über deren Empfang quittirt wurde. Das Faktotum geleitete uns dann dem Hasen zu. Er nahm bald diesem bald jenem von uns das Paket ab, um es eine Weile zu tragen. Als die Reihe an mir war, klagte er mir — wie jedenfalls auch den andern —, daß er heute noch nicht habe essen können, daß die Zeiten schwer seien, und daß er ein Trinkgeld zwar nicht fordere, aber auch nicht zurückweisen würde.

Wir kamen in eine große Halle, wo etwa hundert Leute versammelt waren. Dort wurde uns mitgeteilt, daß wir uns einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen hätten, und nach einstündigem Warten wurden wir zum Auftreten aufgefordert. Wir wurden im Gänsenmarsch durch verschiedene Gemächer und Fluren geführt und befanden uns plötzlich wieder im Freien. Auf meine Frage, wann die Untersuchung stattfinden würde, wurde ich belehrt, daß dies schon erledigt sei. Ich erinnerte mich nun eines wohlwollend und gelangweilt aussehenden ältern Herrn, der unser Vorbeigehen in einem Zimmer mit müdem Blick verfolgt hatte.

Nach dem Fahrchein sollte der Dampfer Breslau um 8 Uhr abends abfahren. Um 5 Uhr nachmittags betraten wir das Schiff, auf dem man mit Einladen von Waren beschäftigt war. Wir wurden sofort in das Zwischendeck geleitet, wo zunächst sechs Juden über die Lagerstellen herfielen. Ich wartete bis zuletzt und hatte den Vorteil, einige freie Plätze zwischen mir und meinem nächsten Nachbar zu behalten, und dadurch die Möglichkeit, meine Handtasche und die Blechwaren unterzubringen.

Bald darauf kam ein umfangreiches bottichartiges Gefäß mit einigermaßen rätselhaftem Inhalt, der jedoch „Thee“ vorstellen sollte. Dazu ein Korb mit  $1\frac{1}{2}$  Zoll dicken Brotstücken, auf denen ein Schatten von Margarine schillerte. Die vor Jahren von agrarischer Seite verschämt angedeutete menschenfreundliche Forderung, den Unterschied zwischen Butter und Margarine durch eine bunte Färbung der Margarine zu verdeutlichen, war hier Ereignis geworden, denn die Brotstücken waren grünlich überstrichen. Damit war das Abendessen erledigt, und wer Lust hatte, konnte auf dem Verdeck zusehen, wie das Schiff beladen wurde. Die meisten Passagiere aber legten sich gestiefelt aufs Lager und rauchten, bis sie einschliefen. Als es 11 Uhr geworden war, und über die Zeit der Abfahrt noch immer nichts bestimmtes zu erfahren war, ging ich

wieder hinunter und untersuchte meine Lagerverhältnisse. Der Länge und Breite nach genügten sie gerade. Die Matratze und das darangebundene Miniaturkopfsissen — eine Decke gab es nicht — waren mit Stroh gefüllt und mit dem denkbar größten Segeltuch überzogen, das sich dem Hemd und dem Körper klettenhaft anheftete. Nachdem ich mich von der geringen Entfernung der Decke über meinem Kopfe überzeugt hatte und eingeschlafen war, wurden wir durch laute Rufe geweckt. Es erschienen — es war 1 $\frac{1}{2}$  Uhr nachts — zwei Herren, die sich als Beamte der Polizei vorstellten, um die Legitimationspapiere nachzusehen. Sie traten sehr schneidig auf, gingen jedoch nachsichtig zu werke. Freilich erklärten sie fast sämtliche Papiere für ungenügend. Eine bescheidne Äußerung meinerseits, daß die betreffenden Agenten meine Papiere für genügend erklärt hätten, um damit die Welt zu durchreisen, wurde mit wenig schmeichelhaften Äußerungen über die Agenten aufgenommen. Auch meine schüchterne Andeutung, daß es vielleicht besser gewesen sei, wenn die gegenwärtige Formalität etwas früher vorgenommen worden wäre, als fünf- einhalb Stunden nach der festgesetzten Abfahrtszeit des Schiffes, und noch dazu mitten in der Nacht, wurde mit stiller Verachtung aufgenommen.

Die Herren lärmten noch etwas und ließen dann alles passieren, um sich darauf in die nur durch dünne Bretter von uns getrennte Frauenabteilung zu begeben, wo sie dieselbe Schneidigkeit zeigten. Einige sehr fest schlafende Frauen wurden, wie mir andern Tags erzählt wurde, und wie es der zunächst der Frauenabteilung liegende Mann über die Bretter sehen konnte, an den Beinen gekügelt, ein sinnreiches Mittel, auch die festeste Schläferin munter zu machen. Da nun auch die Frauen und Mädchen ihre Legitimationspapiere zeigen mußten, sollen sich außerordentlich anmutige Szenen abgespielt haben, wie mir der Mann versicherte, der mit hohem Interesse über die Bretter sah. Um 2 Uhr nachts entfernten sich die Beamten, und bald darauf setzte sich die Breslau in Bewegung.

Am andern Morgen hörte ich unter meinem Lager ein eintöniges Murmeln. Es ging von fünf mit großer Ausdauer betenden Juden aus; der sechste, ein kleiner mit schäbiger Eleganz gekleideter Kerl, benagte ein Stück Fleisch. Dann kam ein Kübel Kaffee der bedenklichsten Art. Zu Mittag gab es eine abscheuliche Suppe mit zähem Fleisch oder einen regenbogenfarbnen Hering mit Pellkartoffeln. Der kleine Jude aß für zwei und laute in der Zwischenzeit an einem Stück „Gefelchten,“ von dem er großen Vorrat zu haben schien. Bald stellte sich die Seekrankheit ein, und als ich spät abends mein Lager erklettern wollte, fand ich eine entsetzliche Lust vor. Ich ging wieder auf das Verdeck. Als ich nach einigen Stunden wieder unten war, sah ich auf einem Lager des Männerraumes einen sehr leicht bekleideten Mädchenkörper. Da sich kein Mensch von der nur englisch sprechenden Schiffsmannschaft im geringsten um die Vorgänge im Zwischendeck kümmerte, so war ich von dem

interessanten Besuch, den sich ein „Bräutigam“ aus der Frauenabteilung geholt hatte, nicht besonders überrascht.

Am nächsten Tage versuchte ich mittags, die Suppe näher kennen zu lernen. Als ich aber gleich im ersten Löffel eine vollausgewachsene Wade entdeckte, war mein Hunger gestillt, und die Suppe nebst Zubehör ging über Bord. Ich versuchte es dann mit einem Hering. Unglücklicherweise hörte ich hinter mir ein knirschendes Geräusch und sah eine Litauerin, die ihr Kind mit größtem Erfolg laufte. So kam auch der Hering wieder in sein nasses Element. Es war ein schöner Sonntag. Die Litauerinnen beteten und sangen den ganzen Vormittag und tranken Schnaps dazu. Unten beteten die Juden mit fürchterlicher Ausdauer, bis auf den kauenden Kleinen, in ihren bunten Gebetsmänteln und mit der kleinen Bundeslade auf der Stirn.

Abends kamen wir in Leith an, schlossen jedoch auf dem Schiffe. Als ich wieder den weiblichen Besuch vorfand, bat ich so dringend um Abhilfe dieses Unfugs, daß sich der Stewart in höchstignorer Person sehen ließ, das Frauenzimmer herausholte und wieder in die Frauenabteilung beförderte. Ihr Empfang dort war sehr lebhaft und hielt einige Stunden vor. Wir konnten jedes Wort hören, und der neben der Frauenabteilung liegende Mann kam wenig zur Ruhe. Pfeifen und Branntweinflaschen wurden wieder in Bewegung gesetzt; der kleine Jude holte sein Gefelchtes hervor und kaute später noch im Schlafe. Übrigens ist die Breslau das einzige mir bekannte Schiff, auf dem das Rauchen im Zwischendeck gestattet ist.

Von Leith wurden wir am andern Morgen nach Glasgow befördert. Auf dem dortigen Bahnhof fand insofern eine Trennung der Passagiere statt, als ein Teil für die „Allanline“ bestimmt war, wir also getrennte Quartiere bekamen. Wir wurden nach der Yorkstreet zum Atlantichotel (Temperance) geführt, erstiegen eine steinerne Treppe und erhielten unser Lager angewiesen. Je zwei mußten in einem Bett schlafen. Ich schlief neben einem Brauer aus St. Franzisco, der fürchterlich schnarchte. Im Nebenbett lagen zwei junge Dänen, die dort stundenlang ihre Pfeifen rauchten, sich in langgedehnten Worten unterhielten und nach jedem zweiten Wort ausspuckten. Übrigens war die Verköstigung gegen die Wirtschaft auf der Breslau glänzend zu nennen. Auch mißfiel es mir nicht, daß eine neu hinzugekommene Gesellschaft von zwanzig Juden nicht mit uns zusammen essen durfte. Ich bemerke, daß ich keineswegs Antisemit bin, aber den Juden, mit denen ich auf dieser Reise zusammengetroffen bin, kann ich nur das trostloseste Zeugnis ausstellen. Am Morgen gab es leidlich guten Kaffee, Butterbrot und Wurst. Auch das Mittag- und Abendessen war wenigstens genießbar. Die Erinnerung an das gräßliche Essen auf der Breslau ließ alles in besserem Lichte erscheinen, zumal da sogar die Tische gedeckt waren, ohne daß ich die Sauberkeit der Tischtücher besonders hervorheben möchte.

Drei Tage mußten wir im Atlantichotel verweilen, inzwischen hatte sich unsre Anzahl wesentlich vergrößert. Am 9. Mai begaben wir uns in langem Zuge zu dem Schiff, das uns zu dem zwanzig Meilen entfernt im Meere liegenden Dampfer City of Rome beförderte, den wir in fünf Stunden erreichten. Es war ein großes Dampfschiff mit drei Schornsteinen, dessen Anblick uns nur vor dem Einsteigen auf dem Meere und nach dem Aussteigen in Newyork vergönnt war, weil das obere Verdeck für die Zwischendeckspassagiere verschlossen war. Gleich nach der Ankunft in den untern Räumen ging wieder der Sturm auf die Lagerstätten los, an dem ich mich mit vier andern Deutschen nicht beteiligte. Wir erhielten einen Raum, in dem sich zehn Lagerplätze befanden, und blieben dort bis auf weiteres unbehelligt. Nachdem noch fünf Stunden Waren aus kleinen Schiffen eingeladen worden waren, setzte sich der Koloz in Bewegung, um am andern Morgen an der irischen Küste wieder Waren und Passagiere aufzunehmen.

Die Lager waren auch hier ähnlich primitiv wie auf der Breslau, doch waren sie mit dünnerm Segeltuch überzogen, das keine Wundmale am Körper hinterließ; auch gab es eine wollne Decke. Außerdem ließ die Gewißheit, kein mit Läusen behaftetes Individuum unter uns zu haben, eine gewisse Gemütsruhe aufkommen. Sämmerlich hart war ja das Lager auch, und einige Duzend Bretter, die über das meinige geschoben waren, ächzten bedrohlich bei den Schwankungen des Schiffes. Mittags  $1\frac{1}{2}$  Uhr wurden wir zum Verbleiben im untern Raum befohlen, um uns auf etwa nötiges Impfen unterzuchen zu lassen. Nachdem wir aber  $1\frac{1}{2}$  Stunden gewartet hatten, ohne daß der Herr Doktor erschien, gingen wir wieder hinauf. Wieder kam ein Schiff mit neuen Passagieren, dann wurde zu Mittag gegessen. Da das Menu während der neun Tage, die wir auf der City of Rome verweilten, unverändert blieb (nur zweimal gab es ein Stück zähen Pudding), will ich es hier gleich mitteilen: Suppe mit Graupen und vielen Mohrrüben, auf der auch der schärfste Blick kein Fettauge entdeckt hätte, ausgekochtes, zähes und kaltes Rindfleisch, dazu Freitags noch versalzner Fisch und Kartoffeln in der Schale.

Gleich nach Mittag kam zu unserm Entsetzen ein Schiff mit etwa siebenhundert Irländern, die unsre City bestiegen und mit großer Lebhaftigkeit die steilen Treppen zum Zwischendeck herunterpolterten. Für uns fünf war es eine bange Stunde. Wir belegten mit unserm Gepäck die leeren Lagerstellen und legten uns selbst auf die andern. Wohl zwanzigmal wurde die Thür zu unserm Raum geöffnet, und rothaarige Schnapsgesichter sahen herein. Aber es ging alles gut ab. Unser Raum galt als besetzt, und wir behielten ihn ungestört während der ganzen Fahrt.

Mit der Ankunft der Irländer nahm das Leben im Zwischendeck einen erschreckenden Charakter an. Ein großer Teil war schon beim Besteigen des Schiffes betrunken, und als sich das Schiff bei stark bewegter See um vier Uhr nachmittags in Bewegung setzte, brach die Seekrankheit in fürchterlicher Weise aus. Das Verdeck bot einen ekelhaften Anblick. Während der folgenden Nacht stöhnten die Iren jämmerlich, und da es andern Tags ziemlich stürmisches Regenwetter war, wollten sie durchaus unten bleiben und verunreinigten den Raum, bis sie fast mit Gewalt hinaufgetrieben wurden. An diesem Tage, am 11. Mai, wurden die Frauen wegen des Impfens untersucht. Die meisten kamen mit einem all right davon, doch wurden auch viele geimpft; eine noch ziemlich junge Dame zum siebentenmal in ihrem Leben.

Am folgenden Tage war Sonntag. Der Bar machte trotz seiner hohen Preise gute Geschäfte (ein Glas Bier, Selters, Ale, Whiskey u. s. w. nach deutschem Gelde sechzig Pfennig). Die irischen Frauen schienen namentlich für „Limonade“ eine Leidenschaft zu haben, ein stark mit Pfeffer gewürztes Getränk, das einen heizenden Geschmack hinterläßt. Am 13. Mai war stürmisches Wetter, und da die eine Seite des Verdecks gänzlich überschwemmt war, drängte sich alles auf der andern zusammen. An diesem Tage wurden die Mädchen auf Impfen untersucht. In der Nacht verursachten die am Boden rollenden Schnapsflaschen viel Lärm. Am 14. Mai ging die Impfuntersuchung der Männer vor sich. Es gelang mir, mich durchzumogeln, indem ich mich für einen Kajütenpassagier ausgab. Dafür ging ein wirklicher Kajütenpassagier, der harmlos auf dem Zwischendecksgang promenirte und nicht englisch verstand, in die Falle; trotz seiner sechzig Jahre wurde er geimpft und hatte noch beim Verlassen des Schiffes heftige Schmerzen. Übrigens erhielt ich trotzdem meine Inspections Card. Abends war starker Nebel, und die Nacht hindurch ertönte das Nebelhorn.

Betreffs der Verpflegung bemerkte ich noch: Morgens gab es Kaffee, Brot und Butter, auch eine Grütze von fadem Geschmack oder Irish Stew, ein nicht zu verachtendes Gericht, wenn man mit Pfeffer und Salz stark nachhakt. Das „Diner“ habe ich schon erwähnt. Abends gab es Thee, Brot und Butter, oder eine Art Mus. Wäre nicht der schmutzige Tisch und die Art der Abfütterung gewesen, so hätte man das Essen einigermaßen menschenwürdig nennen können.

Nach der aushängenden Karte, ausgestellt am \*7. September 1894 und gültig bis 5. September 1895, sollte das Schiff 667 Passagiere aufnehmen dürfen. Aber es war mindestens die doppelte Anzahl vorhanden, wenn auch bestimmte Daten nicht zu erlangen waren. Nur von den Passagieren der zweiten Kajüte fand ich ein gedrucktes Verzeichnis, es waren 204.

Bei Tage und abends lag der größte Teil der Zwischendeckspassagiere in langen Doppelreihen auf dem Verdeck und spuckte in den Zwischengang, was für die Durchgehenden ungemein unterhaltend war. Obwohl zahlreiche Ungarn, Litauer, Dänen, Schweden dazwischen waren, und unter diesen auch viel unflätiges Volk, waren doch die Iren bei weitem die schlimmsten. Selbst die mit Läusen behafteten Juden hatten ein besseres Benehmen als die ebenfalls verlaussten Iren. Es waren fast alles junge Leute. Aber es war kaum möglich, unter den Hunderten auch nur ein frisches Gesicht zu finden. Alles abgelebte und versoffne Menschen! Die Konzerte, die sie täglich auf Flöten, Geigen, Hand- und Mundharmonikas verübten, waren ohrenzerreißend und wurden nur noch übertroffen durch die Lieder, die sie im untern Raum bis tief in die Nacht hinein brüllten. Von der Schiffsverwaltung wurde keine Kontrolle geübt. Man mußte auf Schlaf verzichten, bis dem letzten dieser betrunkenen Unholde die ausgepichte Kehle versagte; auf weinende Kinder oder Kranke wurde nicht die geringste Rücksicht genommen. Ich gebe zu, daß bei Tage in den untern Räumen leidlich für Reinlichkeit und Ordnung gesorgt wurde. Aber in der Nacht waren die der Ruhe bedürftigen Leute und die bessern Elemente im Zwischendeck einfach vogelfrei. Der nächtliche Unfug war himmelschreiend. Die Waschgelegenheit des Morgens war mehr als primitiv, die Abortverhältnisse waren auf der Breslau sowohl wie auf der City of Rome einfach unbeschreiblich.

Am 18. Mai war der Lotse auf dem Verdeck. Die dem Schiff gehörigen Decken wurden uns früh noch unter dem Leibe weggenommen; bei den Frauen soll diese Prozedur schon in der Nacht vorgenommen worden sein. Ein amerikanischer Arzt bestieg das Schiff und „untersuchte“ die Passagiere mit derselben Gründlichkeit, wie fünfzehn Tage vorher der Hamburger. Stundenlang lagen wir an einem der Anchor Line gehörenden Gebäude im Hafen von Newyork. Etwa  $\frac{1}{2}$  7 Uhr früh war Kaffee getrunken worden. Aber es wurde Mittag und Nachmittag, die Hunderte von Leuten auf dem Verdeck hungerten. Die Kajütenpassagiere hatten das Schiff bereits verlassen, ein Offizier ließ sich nicht sehen. Unterbeamte gingen mit Photographien des Schiffs haufiren. Dann wurde noch das Gepäck durch die Newyorker Zollbeamten untersucht, was um so schneller ging, je freiwilliger Cigarren gespendet wurden. Darauf verließen wir das Schiff, um auf einem kleinern im langsamsten Tempo die Fahrt nach Hoboken zu machen. Dort dauerte die Untersuchung der Legitimationspapiere u. s. w. etwa noch eine Stunde, und endlich, kurz nach fünf Uhr nachmittags, waren die Zwischendeckspassagiere auf festem Boden, nachdem sie neun und eine halbe Stunde nichts zu essen bekommen hatten. Am 18. Mai, nachmittags fünf Uhr, betraten wir den Boden Amerikas. Fünfzehn volle Tage hatte die Reise gedauert.

Die Rückfahrt machte ich von Chicago aus. Auch hier bezog ich meine Fahrkarte durch einen in der La Salle Street wohnenden Agenten. Auch der Amerikaner ließ mit sich handeln; der Preis von Chicago bis Hamburg betrug 32 Dollar (etwa 129 Mark). Das Programm lautete nach Angabe des Agenten: Abfahrt vom Bahnhof am 27. Juni, nachmittags drei Uhr, Fahrt quer durch Amerika nach Baltimore, Ankunft dort am nächsten Tage drei Uhr nachmittags, Abfahrt von dort mit dem der Hamburg-Amerikalinie gehörenden Dampfer Bohemia vier Stunden später, also sieben Uhr abends. Die Fahrkarte sollte in Baltimore bei einem dortigen Agenten in der Baltimore Street gegen eine andre umgetauscht werden. Das Schiff, hieß es, würde kurze Zeit in Leith (Schottland) anlegen, um Waren zu löschen, und dann nach Hamburg weitergehen.

Die Eisenbahnfahrt ging nach dem Programm von statten. In Baltimore meldete ich mich bei dem betreffenden Agenten und tauschte die Karte um. Die Stelle des Hafens, von der das Schiff abgehen sollte, war sehr entlegen, für den Fremden schwer zu finden und lag in einer unheimlichen Gegend. Ich war aber rechtzeitig zur Stelle, und da ich sah, daß das Schiff beladen wurde, meldete ich mich bei einem Beamten und erfuhr, daß von einer Abfahrt an diesem Tage keine Rede sein könne. Als ich mich auf die Angaben des Agenten berief, folgten Kraftäußerungen über diese „Fakten“, die an Urwüchsigkeit nichts zu wünschen ließen. Es wären schon kurz vorher verschiedene Leute dazugewesen, die um sieben Uhr hätten abfahren wollen, auch eine Frau mit Kindern, die jämmerlich geweint hätten, als sie gehört hätten, daß sie vom Agenten belogen worden seien. Er habe viele Unannehmlichkeiten dadurch gehabt, auch hätten ihm die todmüden Kinder leid gethan, aber er habe sie zurück schicken müssen, denn das Schiff fahre erst am andern Tage, nachmittags drei Uhr. So suchte ich denn ebenfalls den Rückweg durch die schlecht beleuchteten Straßen, um zunächst den Agenten um Aufklärung zu ersuchen. Er machte ein dummes Gesicht und wollte mich damit trösten, daß sich sein Chicagoer Kollege geirrt habe. Dann empfahl er mir einen Gasthof am Bahn-

hose mit einem Eifer, aus dem ich entnahm, daß er ein besondres Interesse für den Besitzer hatte, und diese Annahme schien mir auch dadurch bestätigt, daß ich dort verschiedene Leute traf, mit denen ich die Eisenbahnfahrt gemacht hatte. Auch diese wollten die Reise mit der Bohemia machen und waren durch den Irrtum des Freundes in Chicago zum Übernachten gezwungen.

Die Bohemia ist besonders zum Gütertransport bestimmt und geeignet und führt bei den Seeleuten den Beinamen „Dohndampfer.“ Es waren nur einige dreißig Passagiere drauf, und so wurde der Verkehr mit der Zeit etwas familiär; auch die höhern Schiffsbeamten schlossen sich nicht aus, namentlich dem jüngern weiblichen Teil der Reisenden gegenüber. Überflüssige Akte, wie ärztliche Untersuchungen, waren ausgeschlossen. Der Schiffsarzt hat auf der ganzen langen Reise meines Wissens nur einmal einem Kinde einen Zahn ausgezogen, sonstige Gelegenheiten zur Ausübung seiner Praxis fand er nicht. Da keine Kajütenpassagiere vorhanden waren, wurde mir mit einigen Herren die Vergünstigung, in einem Kajütenraum schlafen zu können, aus dem allerdings die Waschgelegenheit entfernt war. Matratze und Kopfkissen erinnerten an die Breslau.

Das Essen war im allgemeinen gut. Einmal — glücklicherweise während der letzten Tage — wurde beim Auftragen der Suppe ein Gegenstand aus ihr herausgezogen, der sich als Waschlappen entpuppte. Ob dieser appetit-erregende Umstand durch eine Chikane des ersten Kochs dem zweiten gegenüber herbeigeführt worden war, wie Leute der Besatzung meinten, lasse ich dahingestellt, jedenfalls wurde andres Essen gekocht. Morgens gab es Grüze, Kaffee, Brot und Butter, mittags ziemlich kräftiges Essen mit abwechselndem Programm, mittags Kaffee mit Zubehör und abends Suppe, Kartoffeln und Thee. Aber, was mir unbegreiflich ist: die Hamburg-Amerikalinie scheint nicht zu wissen, daß selbst Zwischendeckpassagiere gewohnt sind, sich beim Essen des Messers und der Gabel zu bedienen. Diese Instrumente gab es nicht, was selbst solche Reisende überraschte, die wiederholt Seereisen gemacht hatten. Hierdurch wurde mir und andern, namentlich in der ersten Zeit, das Essen einfach verefelt. Fleisch und Butter wären genügend vorhanden gewesen, wenn sich nicht einige hervorragende Freßer gierig Vorräte eingesteckt hätten, um sie später zu vertilgen. Ein Sohn der freien Schweiz leistete darin fabelhaftes. Da nun jeder zugreifen konnte und die Gabeln fehlten, gingen diese Angriffe mittels wenig reiner Taschenmesser und noch weniger reiner Finger vor sich. Glücklicherweise waren die anständigen Leute unter den Passagieren in der Mehrheit, und so mußten sich die andern gefallen lassen, daß eine passende Person unter uns gewählt wurde, die mittags die Portionen austeilte. Unangenehm bemerklich machte sich auch der Mangel an Decken für die Nacht, zumal bei einer Reise um Schottland. Waschschüsseln waren kaum aufzutreiben. Schmerzlich vermißte man auch eine Bank auf dem Berdeck. Man konnte nur halb oder ganz liegend lesen oder schreiben, und auch das mußte man bei der früh eintretenden Dunkelheit einstellen. So wurden die Abende verzweifelt langweilig, und mancher hätte lieber fünfzig Pfennig für ein Licht als für eine kleine Flasche dünnen Bieres ausgegeben. Dann hätte man wenigstens die Möglichkeit gehabt, sich zu beschäftigen, ohne die Zoten mit anhören zu müssen, die bei den meisten Reisenden den Hauptgegenstand der Abendunterhaltung bildeten.

Am 13. Juli kamen wir nach vierzehntägiger Seereise in Leith (Schott-

land) an und mußten vierundzwanzig Stunden im Meere vor dem Hafen liegen. Dann wurde der schwer beladene Dampfer, der seines Tiefgangs wegen nicht in den eigentlichen Hafen konnte, an eine von der Stadt entfernte Abladestelle geschleppt, um dort seine Waren zu löschen. Dies dauerte volle acht Tage, sodaß wir erst am 20. Juli abends von Leith abfahren und am 22. abends in Hamburg ankamen. Die Seereise von Baltimore bis Hamburg, einschließlich des Aufenthaltes in Leith, hatte also reichlich dreiundzwanzig Tage gedauert.

Vielleicht lenken diese nüchternen und durchaus wahrheitsgetreuen Angaben etwas die Aufmerksamkeit auf die Varias unter den Schiffsreisenden. Es sind doch sozusagen auch Menschen! Ich selbst unterlasse jede weitere Bemerkung.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neues Programm. Parteiprogramme sind bei uns mit Recht in Mißkredit geraten. Was die großen alten Parteien wollen, weiß jedermann, und die Redensarten, mit denen sie ihre Absichten zu umhüllen und herauszuputzen pflegen, wissen wir auswendig. Da ist vom Hauche eines lebendigen Geistes, der sich einen neuen Leib bauen könnte, nichts zu spüren, nichts von einem kräftigen Keime, aus dem eine schönere Zukunft erblühen könnte. Nicht einmal die negative Leistung der Einstellung ihrer Fäulnisse bis zur Niederwerfung des gemeinsamen Feindes bringen sie fertig, und nicht ohne Erbarmen kann man es mit ansehen, wie sich die mittelparteilichen Zeitungschreiber mit dem „Zusammenschluß aller staats-erhaltenden Elemente“ abquälen und ohne die geringste Aussicht auf Erfolg daran arbeiten, aus diesem Chaos von Schwäche, Unklarheit, größter Selbstsucht und widerlichen Hänken ein wohldiszipliniertes Heer zu schaffen. Den Staat brauchen die Staatserhaltenden glücklicherweise nicht zu erhalten; dessen militärisch-bürokratisches Gefüge steht fest und erhält sich allein, ja erhält die Staatserhaltenden mit, aber eben darin liegt das Bedenkliche, daß er nicht mehr ein sich umbildender und mit dem Bedürfnis fortbildender lebendiger Leib, sondern ein toter Mechanismus ist. Lebenskeime haben wir also nur bei den einzelnen von den Parteien abseits stehenden Politikern und bei den kleinen neuen Parteien zu suchen. Zwei von den letztern verdienen besondere Beachtung: die süddeutschen Demokraten und die deutsch-soziale Reformpartei. Die einen nehmen den liberalen und Fortschritts-gedanken wieder auf, der in Nord- und Westdeutschland teils vor dem Absolutismus kapituliert, teils Schiffbruch gelitten hat, die andern versuchen, den konservativen Gedanken, dessen alte Vertretung versumpft und zerrüttet ist, fortzubilden.

Das jüngst erschienene Programm der deutsch-sozialen Partei ist viel zu lang, als daß wir es Satz für Satz erörtern könnten, und diese übermäßige Länge, die übrigens nicht etwa durch Phrasenhaftigkeit, sondern durch die Menge der aufgestellten Forderungen entstanden ist, muß gleich von vornherein als der Grundfehler bezeichnet werden. Selbst wenn die Partei zur größten und mächtigsten Partei heranwüchse, würde sie bis zum Ende der Welt so viele Forderungen nicht durchzusetzen vermögen, zumal da, was bei einer so großen Menge unvermeidlich ist, die einen den andern widersprechen. Aber parlamentarische Erfolge hat wohl der Parteivorstand auch gar nicht im Auge gehabt, sondern er hat bloß alles aus-